Gabriele D'Annunzio

Von H. H. Von Mellenthin.

Der Posaunist des "guerra nostra" und des "sacro egoismo." — Die Seligsprechungen beim Weihefest der Tausend. — Die Rhetorik als Begleiterin der großen Ereignisse. — Der Pleitegeier und die Adler Roms. — Deuter der Sehnsüchte seines Volkes und Künder der „frohen Botschaft". — Der „Adriageborene". — Zug nach Fiume. D'Annunzio und Eleonore Duse. — Die Schlußtragödie.

Gabriele D'Annunzio ist der Barde des "guerra nostra" und des "sacro egoismo". Noch jede große italienische Bewegung hat ihren Barden gehabt. Es ist die Fähigkeit der Italiener, um jedes Ereignis einen Kranz schöner Worte zu winden. Immer noch ist die Erstürmung von Mauern von dem Posaunengeschmetter der Rhetorik begleitet gewesen. Die Einheit und Freiheit Italiens hat das Leitmotiv aller patriotischen Gesänge seit der Renaissance, seit Dante und Petrarca gebildet. Dante wollte sein Volk aufraffen mit dem Weckruf, daß Italien ein von den Fremden gepeitschtes Weib sei. Petrarca begrüßte Cola di Rienzo als den Retter mit dem Zornes-lied, in welchem er das Volk, das seine Wunden nicht zu fühlen schiene, aus der Indolenz in die Kampfestimmung aufpeitschen wollte: „Hätte ich nur meine Hände in den Haaren Italiens!" Ugo Foscolo und Manzoni waren die Posaunenbläser der vorachtundvierziger Zeit, Gioberti D'Azeglio, Maler, Poet und Soldat, der „Ritter Italiens", begleitete mit seiner dröhnenden pathetischen Rhetorik Cavour, den „Bismarck Italiens", auf allen seinen Wegen. Giuseppe Garibaldi, der „Retter Italiens", hat auf seiner Ziegeninsel Gedichte verfaßt, und sein „Zug nach Marsala" ist an sich schon eines der herrlichsten Heldengedichte aller Zeiten.

Heute will sich Gabriele D'Annunzio in die Glorie Garibaldis recken. Mit der Weiherede, welche er, auf Bestellung, am 4. Mai 1915 in Quarto bei Genua bei der Enthüllung des Denkmals zu Ehren der Tausend, welche Garibaldi 1885 nach Sizilien geführt hatte, hielt, griff er in die Saiten Dantes und Petrarcas, schwang er sich auf zum Barden des "guerra nostra" und des "sacro egoismo".

Friedrich Marcus Hübner schrieb damals in der deutschen Zeitschrift „März": „Der Name D'Annunzios steht heute in derselben Glorie, wie fünfzig Jahre vordem der Garibaldis. Aber Garibaldi kam von unten, er war der Mann des Volkes, seine Kriegsführung, sein Ideal von Italiens Einheit, alles hat den Anstrich des Rassigen, Schweren, bäuerlich Vernunftgemäßen. Wie romantisch auch das Kostüm sich gab, in das seine Unternehmungen einzukleiden ihm die Zeit vorschrieb, — nüchtern und klar war letzthin das Ziel, auf das er losstürzte.

„D'Annunzio hingegen? Er kommt aus Paris, von den Genüssen der Frau, aus den Räuschen der Phantasie und des Sprachgeschmiedens. Das Volk nahm ihn, noch eben, je nachdem als Hansnarr oder als Schubiak. Keiner, der nicht Klatsch herumtrug über seine Großmannssucht, seine Launen, seine Kaufmannsroutine."

Gabriele D'Annunzio war, als er am 4. Mai 1915 vor das Denkmal der Tausend in Quarto trat, aus der Fremde, aus der Verbannung gekommen. Schwere Skandale aller Art und große Pleiten hatten ihm den Boden der Heimat zu heiß werden lassen und ihn in die freiwillige Verbannung nach Paris getrieben; zu den dortigen Genüssen und in neue Räusche. Aber er kam doch zurück als ein Gerufener: Der Pleitemann, welcher soeben noch als Hansnarr oder Schubiak klassifiziert worden war, wurde vom Senator Marogliano im Athenäum zu Genua als der Dichter begrüßt, „welchen die Italiener jeder Richtung des Denkens und des Glaubens in allgemeiner Uebereinstimmung zum Künder der Nationalseele auserschen haben und der mit seinem hohen Intellekt, beflügelt vom Genius, zum Erwecker mannhafter Entschlüsse in der ganzen Nation ward."

So wurde Gabriele D'Annunzio zum Posaunenbläser des "guerra nostra" und des "sacro egoismo".

Aber sein Instrument schrillte, und das Leitmotiv war verfälscht. Es war im Grunde gar nicht „unser Krieg", es war der Krieg ganz anderer Leute, in welchen Italien durch den Verführer, welcher es auf einen hohen Berg geführt hatte, hineingelockt wurde. Und den Heiligenschein verdunkelte ein Geheimvertrag, an dessen Paragraphen Italien heute festgehalten wird von der Kombination der Weltlage und von den Siegen der Andern.

Man hat, zumal in Deutschland, vielfach den Irrtum begangen, als ursprüngliche Träger der Kriegsraserei, welche sich an der Quarto-Rede D'Annunzios entzündete, erkaufte Journalisten, eitle Literaten, durchs Examen gerasselte Studenten und die Krethiplethi-Menge der Gasse zu betrachten. Tatsache ist allerdings, daß der Kriegsbarde sich aus einem „Elfenbeinernen Turm" von welchem aus er, mit Horaz, den Plebs verabscheute und abwehrte, in das Gewühl der politischen Gasse stürzte, den tadellosen Frack, die gutsitzenden Reithosen, die elegante Krawatte, um seinen Ellbogen an die nicht immer überfauberen der politischen Lazzaroni zu reiben. Aber es waren doch nicht nur die Vagabonden und die Durchgerasselten, welche sich an den Worten und den Gesten des Festredners beim Weihefest der Tausend berauschten. Den Ausschlag geben auch nicht die Herren des Stahltrusts von der „Idea Nazionale"; nicht die Mordspatrioten des politischen Cafés Aragno am Korso Roms; nicht, in Verbindung mit diesen Kriegsschreiern und Heimstrategen, die von dem französischen Botschafter Camille Barrère zu Propagandazwecken ausgegebenen 30 Millionen, und auch nicht die Miß Brown, die Agentin der britischen Botschaft und Nurse der Königskinder, welche sonst als eine sehr einflußreiche Persönlichkeit am Hofe, zumal bei der montenegrinisch-russisch empfindenden Königin Helena, galt. Den Ausschlag mußte doch das seßhafte Bürgertum geben, und auch die vorsichtigen Geschäftsleute, die nüchterne Handelswelt und die überlegenden Intellektuellen in den Aemtern und an den Universitäten gerieten unter den Einfluß der von Gabriele D'Annunzio in Quarto am Denkmal der Tausend von Marsala verkündeten neuen Seligpreisungen.

Die neue Bergpredigt des Barden des "guerra nostra" und des "sacro egoismo", welcher heruntergestiegen war von seinem elfenbeinernen Turme der Volksverachtung auf die Gasse des Volksgetriebes, der gekommen war aus den Räuschen der Phantasie, um sich zu berauschen an dem Weihrauch des Massenbeifalls, lautete:

„O selig jene, die mehr haben, denn desto mehr werden sie geben können, desto mehr werden sie entbrannt sein können!

„Selig jene, die zwanzig Jahre, einen reinen Geist, einen gestählten Körper, eine mutige Mutter haben!

„Selig jene, die wartend und vertrauend ihre Kräfte nicht vergeudeten, sondern sie wahrten in der Zucht des Kriegers!

„Selig jene, die unfruchtbare Liebeleien verschmähten, um jungfräulich zu sein für die erste und letzte Liebe!

„Selig jene, die einen in der Brust festgewurzelten Haß sich austreißen mit ihren eigenen Händen und dann ihr Opfer darbringen können!

„Selig jene, die zwar gestern noch sich gegen das Ereignis sträubten, nunmehr aber die tiefe Notwendigkeit stillschweigend hinnehmen werden und nicht mehr die letzten, sondern die ersten sein wollen!

„Selig die Barmherzigen, denn sie werden ein glänzendes Blut wegzuwischen, einen strahlenden Schmerz zu verbinden haben!

„Selig, die reinen Herzens sind, selig, die mit den Siegern wiederkehren; denn sie werden das neue Antlitz Roms schauen, die wiederbekränzte Stirn Dantes, die triumphierende Schönheit Italiens!"

„Mitbürger! Brüder!" hat der Volksverächter von gestern die Massen angeredet und ihnen vom Balkon Blumen gestreut. Der notorische Wüstling hat die Keuschheit der Jünglinge gepriesen. Der aus der Verbannung und den Genüssen der Friu Herbeigeeilte, Herbeigerufene hat die triumphierende Schönheit der Heimat den Siegern gezeigt und die Jungfräulichkeit für die reine, die erste und letzte Liebe in seine Seligpreisungen eingeschlossen.

Es war der Rhetor, welcher herbeigerufen worden war. Er, der einmal der „Paria der Höhe" genannt worden ist, wollte sich wieder seßhaft machen in der Volksgunst und in der Niederung des heimischen Lebens, wollte sich betten in der Massenverehrung. Nicht der pleitene Verbannte war zurückgerufen worden, sondern der Rhetor, welcher schon einmal, bei der Tripolis-Affaire, das Volk aufgerufen hatte mit der Kunst seines Wortes und der Werbekraft seiner Geste. Die Massen jubelten ihm zu, weil er dem volklichen dunklen Drange seine Geste verlieh. Die seßhafte Bürgerschaft ließ sich von seiner Rhetorik zur Kriegsraserei aufpeitschen, weil es, nicht in seiner Person, aber in der Wirkung seiner Rhetorik die Prophezeiung ihrer nationalen Ideale erblickt. Und so werden der Dichter, der die Heimat verloren, und die Heimat, welche zur „Befreiung der Verlorenen und Unerlösten aus fremder Knechtschaft" auszieht, eins.

* * *

Der italienische Sinn für Beredsamkeit stellt die uralte Tradition des römischen Forums dar. In den großen Zeiten der italienischen Geschichte war die Sprache des Landes in ihrer wunderbaren Fülle der Form und der blendenden Schönheit ihres Klanges die Begleiterin der Ereignisse und die Künderin der Taten gewesen. Wo die Taten fehlten, stellte dann die Rhetorik sich ein. Das gesamte Denken auch der italienischen Intelligenz wurde rhetorisiert. Die Rhetorik unterjochte den Verstand. Die Persönlichkeit des Redners und der Inhalt seiner Rede traten in den Hintergrund, die Wirkung seiner Worte wurde die Hauptsache. Der Inhalt der Rede D'Annunzios beim Weihefest der Tausend in Quarto ist hohl, und auch die Form läßt die sonstige Glätte seiner Ausdrucksweise vermissen. Das Wortgeklingel wurde zum Wortgeklunker. Die Wirkung war keine vom Redner selbst ausgehende, sondern sie stammte aus der Einbildungskraft der Hörer, welche glaubten, einen Propheten der Zeit, als sie vollendet war, und den Interpreten ihres volklichen Sehnens und ihrer nationalen Ideen vor sich zu haben. Sie hingen an den Lippen des Rhetors, weil sie glaubten, daß dessen Mund davon überfließe, wessen die eigenen Herzen voll waren. So wurde der Abenteurer, dem der Boden der Heimat zu heiß geworden, der Theaterspieler, welcher nicht ernst genommen worden war, der „Schubiak mit der anrüchigen Vergangenheit" zum Dolmetscher der Sehnsüchte und der Ehrgeize Italiens und der Träumer und Schwärmer der Rufer zur Tat vom hohen Minarett der nationalen Ideale.

Auch künstlerisch galt D'Annunzio bereits als ein überwundener Standpunkt. Daß er ein großer Dichter, un grand artista, ist, der Ruf wird ihm bleiben in der Weltliteratur. Ein Kritiker seiner Dichtkunst hat von ihm gesagt: „Man zitiert seine Prosa, seine Verse, wann immer vor einem Sonnenuntergang auf der Lagune Venedigs, beim Anblick einer schönen etruskischen Henkelvase oder sonst in einer besonderen Stunde die Seele in Erhebung versetzt wird. Einen wirklichen und allgemeinen Zugang zum Volk haben seine Werke keineswegs gefunden." Selbst der Eindruck eines seiner Hauptwerke, "Il Fuoco", hat sich abgeschwächt, denn allgemein ist die Schamlosigkeit dieser Selbstverherrlichung erkannt worden. Das junge literarische Italien, die gemäßigten Gegenwärtler, wie die radikalen Futuristen, hatten ihn als Typus gewinnlicher Verlotterung und geistigen Snobismus abgelehnt. Prezzolini, Papini, Marinetti und alle anderen, welche an die Stelle des rein Empfindsamen und Gefühlvollen die Tat und die Wirklichkeit setzen wollten, liefen gegen den Annunzionismus, welcher alles verstehen, alles verzeihen und — alles genießen wollte, Sturm.

Und doch ist der Nutznießer aller Genüsse und aller Gefühle den Massen der Herold der Entschließungen und der Mann der Tat geworden. Als Herold hat er die mauerstürzenden Posaunen beim Weihefest der Tausend in Quarto geblasen. Als Mann der Tat ist er in Fiume eingezogen.

* * *

Gabriele D'Annunzio wurde der Mann der Stunde und der Meister der Lage. Die Lage war aber schon vorher geklärt, die Entscheidung bereits getroffen. Die lag verbrieft und versiegelt in dem Geheimvertrag, in welcher der Preis für den Eintritt Italiens in den Krieg an der Seite der Entente fixiert worden. Aber die Stunde war da, in welcher die Zögernden und die Bedenklichen mitgerissen werden sollten, in welcher auch die seßhafte Bürgerschaft mit der Kriegsraserei erfüllt werden mußte. Es war alles klipp und klar, die Kriegserklärung eine beschlossene Sache, der Preis schwarz auf weiß festgesetzt. Die Weiherede am Denkmal der Tausend war eine Komödie, und der Theaterspieler, der Rhetor war der Mann der Stunde. Der hatte schon mit seinem Schauspiel „La Nave" (Das Schiff) und dann wieder, zur Zeit des Tripoliskrieges, mit seinen antikischen Hymnen das Volk zur Begeisterung hingerissen — und sich selbst nach bösen Pleiten rehabilitiert. Darum wurde er als der Mann der Stunde aus der Verbannung und aus der Nießnutzung aller Genüsse gerufen. Und der Posaunenbläser wurde zum Fackelwerfer und Brandstifter. Mit der Fackel seiner Rhetorik fachte er die Volksleidenschaft an, und an dem Brander entzündete sich die Kriegsraserei.

Die geschäftspolitischen Forderungen, welchen in dem Geheimvertrag die Erfüllung gewährleistet worden, sollten den Massen im patriotischen Aufputz von der Befreiung der geknechteten Brüder, von der Heiligkeit des Egoismus und von der „tiefen Notwendigkeit" des "guerra nostra" auch den Zögernden und den noch Unentschiedenen als Inbegriff der volklichen Sehnsüchte und Inhalt der nationalen Ideale vorgeführt werden.

Und Gabriele D'Annunzio war der Mann der Stunde: „Selig jene, die zwar gestern noch gegen das Ereignis sich sträubten, nunmehr aber die tiefe Notwendigkeit des Ereignisses schweigend hinnehmen werden und nicht mehr die letzten, sondern die ersten sein wollen."

Die Geschäftspolitik, welche die „natürliche strategische Alpengrenze" anstrebte, die Augen auf das „andere Adriaufer" gerichtet und mit dem Tripolisunternehmen das koloniale Abenteuer, welches mit dem abessynischen Debacle eine Unterbrechung gefunden, wieder aufgenommen hatte, brauchte die hohen Töne von der Wiederherstellung der Macht des römischen Imperiums und des Hauses des Risorgimento. D'Annunzio hatte diese Töne in der Posaune seiner Rhetorik. Er blies der Haß gegen die politische Erbfeindschaft an und dem „secondo polmone della respirazione Italica", dem zweiten Lungenflügel Italiens (Trentino-Triest-Fiume), neue Luft ein. Er blies zum Sturm gegen die „teutonische Barbarei" — als die Feinde und Störer der „lateinischen Kultur":

„Nein, nein, wir wollen nicht ein Museum sein, ein Gasthof, eine Sommerfrische, ein mit Preußischblau übermalter Horizont für die internationalen Honigmonde, ein Liebesmarkt, wo man kauft und verkauft, feilscht und betrügt. Unser Genius ruft uns, um unseren Stempel auf die umgegossene und verworrene Masse der neuen Welt zu drücken. Ueber unseren Himmel zieht wieder jener Hauch, welcher in den wundervollen Terzinen atmet, in denen Dante den Flug des römischen Adlers darstellt: o Bürger, den Flug des Adlers! Möge Roms Kraft endlich die Tische der Feilscher und der Fälscher umwerfen und möge Rom auf dem Forum den cäsarischen Wagemut wiederfinden. Der Würfel ist gefallen, der Würfel ist geworfen auf den roten Tisch der Erde. Das Feuer der Vesta, o Römer, sah ich gestern brennen in den großen ligurischen Stahlwerken, in den Schmieden, welche Tag und Nacht ohne Unterlaß glühen; das Wasser der Juturna, o Römer, sah ich gestern fließen, um Platten zu härten, um ihre Spitzen zu kühlen, welche die Seelen der Kanonen bearbeiten. Italien wappnet sich, und nicht zum Paradespiel, sondern zum ernsten Kampf. Allzulange hört es das Seufzen derer, die dort unten an Leib und Seele hungern, Schimpf und Schande und alle Qualen erdulden. Jetzt sind es fünfundfünfzig Jahre, an diesem Abend, grade in dieser Stunde, daß die Tausend einschliefen, um beim Morgenrot zu erwachen, um vorwärts, immer vorwärts zu ziehen, nicht gegen das Schicksal, sondern dem Schicksal entgegen, das für sie mit dem Tageslicht in eine einzige Schönheit zusammenfloß. Möge Rom morgen erwachen in der Sonne seiner Schicksalsnot und den Ruf seines Rechtes, den Ruf seiner Gerechtigkeit, den Ruf seiner Ansprüche erschallen lassen vor der ganzen Erde, die auf Rom wartet, verbündet gegen die Barbaren."

* * *

Und es war doch alles dieses nichts als Komödie. Denn Italien hatte längst schon und mit vorgehaltenen Händen, damit der Ruf seiner Ansprüche nicht allzu vernehmbar werde und die Erde nichts davon erfahre, seinen „sacro egoismo in Paragraphen eines Vertrages formuliert. Nun war die Stunde gekommen, daß niemand mehr leise zu sprechen brauchte. „Niemand mehr spricht leise, denn vorbei sind Schaden und Schande; das feige Nichtsehen und Nichthören sind vorbei. Und die Boten der Luft verkünden uns, daß die Nacht Michelangelos wach geworden und die Morgenröte Michelangelos, Fuß und Ellenbogen in den Felsen stemmend, von den östlichen Alpen her schon am Himmel emporspringt."

Und es war doch nur ein Theaterspieler, welcher dies damals gesagt hat, nachdem er aus der Verbannung und deren Genüssen gerufen und gekommen zum Weihefest der Tausend, welche ganz ungerufen ausgezogen waren zu der großen Tat der Befreiung der Heimat. Kaum dem Pleitegeier entkommen, ließ er die Adler Roms fliegen. Es war der Mann der affektierten Geste, der tönenden Rhetorik und der schillernden Phrase. Mit einer Phrase war er, als „Adriageborener", ins Leben eingetreten. Auf einem Schiff, das die Adria befuhr, war er als Abkömmling der Levante (seine Mutter war eine Polin) geboren worden, und die Zufälligkeit des Geburtsortes hat ihn, als „Adriageborenen", sein ganzes Leben hindurch begleitet. Seines Vaters Name war Rapagnetta (Rübchen). Aus dem Rübchen ist der Gabriele D'Annunzio geworden der Engel der Kündigung der „frohen Botschaft". Mit solcher Mission ist er durch ein Lotterleben getaumelt und durch manchen Sumpf gewatet. Er ist ein großer Dichter geworden, aber stets ein Theaterspieler und ein Phraseur geblieben. Er hat die „Frohe Botschaft" über die Märkte und die Gassen posaunt, und man hat sie geglaubt, nicht ihm, sondern sich selber, dem eignen nationalen Empfinden, der eignen volklichen Sehnsucht. Er wollte der Apostel der Schönheit sein und ist doch der Erleber aller Häßlichkeiten geworden. Er wurde der Mann der Stunde, und es ist ihm noch niemals gelungen, die vielen Augenblicke seines an Erlebnissen und Enttäuschungen, Erfolgen und Entgleisungen überreichen Lebens festzuhalten, in welchen er wirklich der Schönheit Hoherpriester und der Interpret der Regungen der Seele seines Volkes gewesen. Denn er machte immer wieder eine gräßliche Pleite.

Auch der Eindruck seiner Rede beim Weihefest der Tausend verblaßte schnell, denn die Wirklichkeiten, welche die Ereignisse schufen, standen in zu schrillem Gegensatz zu dem Wortklang seiner Rhetorik. Seine Kriegstaten als Flieger brachten ihm zwar den Rang eines Geschwader-Kommandanten ein, aber die Flugkraft reichte nicht hin, um ihn auf der Höhe der Massenverehrung und im Vordergrund des Masseninteresses zu halten. Die Schatulle Barrères war leer, und die Taschen des neuen Alliierten-Herrn in Rom, des britischen Botschafters Sir Rennel Rodd, waren zugeknöpft. Die vorgestreckte Milliarde wurde in einem Scheck auf England und unter den drückendsten Bedingungen gegeben, was bei den kühl und scharf rechnenden Italienern einen deprimierenden Eindruck hervorrief und besonders im politischen Café Aragno übel vermerkt wurde. Dem Geschwaderchef war inzwischen der Pleitegeier, wieder einmal, nachgeflogen. Seine gesamte Habe in seiner südfranzösischen Villa wurde wegen Nichtbezahlung der Miete (das in Frankreich geltende Moratorium war leider nicht auf die Verbündeten ausgedehnt worden) mit Beschlag belegt, und die Klatsch- und Schandmäuler daheim begannen sich wieder in Bewegung zu setzen. Auch das von ihm propagandierte Projekt eines Dauerfluges von Rom nach Japan, den Alliierten im Fernen Osten zu grüßen, vermochte das abgeblendete Volksinteresse an der Persönlichkeit D'Annunzios nicht wieder in früherer Helle erstrahlen zu lassen.

Da aber stellte sich von neuem „die Stunde für den richtigen Mann" ein. Der „zweite Lungenflügel" Italiens, Trient-Triest-Fiume, wollte nicht recht arbeiten. Unter den befreiten Brüdern machte sich eine starke Mißstimmung geltend. Im Trentino erhielten die Angehörigen der Intelligenzberufe, die Fixangestellten, ihre Bezüge, wie früher, in Kronen, mußten aber alle ihre Bedürfnisse in Lire decken, was bei dem Zwangskurs eine Verringerung des Einkommens um mehr als die Hälfte bedeutete. Da ging denn im Trentino folgendes Sprüchlein von Mund zu Munde:

„Trento redento col 40 percento
Evviva l'Italia! Evviva il Re.
Che 60 percento ritiene per se."

(Das zu 40 Prozent befreite Trentino ruft: Hoch Italien! Hoch der König!, welcher 60 Prozent für sich zurückbehält.)

* * *

Für die Fiume-Ambition Italiens hatte die Pariser Friedenskonferenz das Totenglöckleln geläutet, aber die gleiche Glocke rief die für D'Annunzio gekommene neue „Stunde" aus. Der Zug der Tausend nach Marsala erhielt ein Gegenstück in dem Zuge D'Annunzios nach Fiume. Er wurde wieder der Mann der Stunde und der Held der Tat. In Fiume zog der „Adriageborene" ein. Und es wurde sein eigener Barde:

„Wir sind entschlossen, trotz allen Widerstandes in Fiume zu bleiben, entschlossen, in seinen Straßen zu verhungern, unter seinen Ruinen und begraben zu lassen, in seinen brennenden Häusern den Feuertod zu erleiden, mit einem Lächeln auf den Lippen das schrecklichste Sterben zu erdulden. Deshalb sind wir unbesiegbar. Ich aber werde Fiume wieder lebendig noch tot verlassen. Ich habe für mich bereits einen herrlichen Friedhof auserlesen, der ist mit dunklen Zypressen bestanden, auf einem kleinen Hügel, welcher, mit Lorbeer überwachsen, hinausschaut auf die See, auf die Adria. Dort will ich zum letzten Schlaf gebettet werden."

Es sind die gleichen mauerbrechenden Posaunentöne, wie der Rhetor sie hat erschallen lassen beim Weihefest der Tausend zu Quarto. Und wieder macht sich der Eindruck geltend, als ob er nur ein Theaterspieler sei; als ob alles das verabredete, abgekartete Sache sei. Scharfe Augen wollen die Fäden sehen, welche sich zwischen dem Regierungssitz in Rom und dem Herrschersitz D'Annunzios in Fiume spinnen. Helle Ohren wollen auch heute das Schrillende aus den Posaunenklängen heraushören. Eine feine Empfindung merkt die Stimmung von dem einsamen Grabe unter den dunklen Zypressen, auf dem kleinen, lorbeerumwachsenen Hügel mit dem weiten Ausblick auf die See und dem Todeslächeln auf den Lippen eine neue Schwelgerei des Nießnutzers aller Genüsse an.

Die französischen Zeitungen haben, anfänglich, den Fiume-Zug D'Annunzios als „Verrückte Eskapade" bezeichnet, und in den Kreisen der Pariser Friedenskonferenz hat man, ganz offen, von einer „Romance" oder von einer „Operette" gesprochen. Und es handelt sich diesmal doch um eine Tragödie. Denn in Fiume wird um die Paragraphen des Vertrages gefeilscht, welche die Heiligkeit des Vertrages verdunkelt haben. In Fiume werden die Würfel geworfen um die Volkssehnsüchte und die nationalen Ideale. Gabriele D'Annunzio hat, als er aus der Fremde zum Weihefest der Tausend gerufen, die Kraft Roms gepriesen, endlich die Tische der Feilscher und Fälscher umzuwerfen und auf dem Forum den cäsarischen Wagemut wiederzugewinnen. Eine Tragödie, denn an Fiume sind die Posaunenstöße der Rhetorik zerschrillt und aller Heldenmut zuschanden geworden.

* * *

Das Bild Gabriele D'Annunzios ist unvollständig, wenn man nicht in dieses die Umrisse wenigstens seiner Beziehungen zu der Frau hineinzeichnet, welche auf ihn den stärksten Einfluß ausgeübt hat und deren Einwirkung „Nutznießer" er im Grunde doch auch nur gewesen ist: Eleonore Duse.

Aus zwei Stimmungsbildern seien folgende Skizzen, welche jene Beziehungen in flüchtigen Umrissen darstellen, wiedergegeben:

„Erhabene Schöpfungen in Linie und in Kraft bleiben die seinigen (D'Annunzios) immerhin, so großartig und mächtig, daß zu ihrer szenischen Wiedergabe eine Ausnahmeerscheinung von nöten war, um bloß nicht störend zu wirken. Eine solche aber zu finden, die ebenso großartig und ebenso mächtig imstande gewesen wäre, den Worten die harmonische Begleitung, dem Akte die stutäre Geste, dem Geiste die verständnisvolle Seele, mit einem Worte, dem großen Werke eine vollendete Zugabe zu geben, grenzt ans Wunderbare.. und dieses war dem Meister in einer glücklichen Schicksalsstunde beschieden, als er Eleonore Duse begegnete." (Richard Prinz Hohenlohe-Waldenburg.)

„Wundervolles Leidensgesicht! Großes, beseeltes, Welten von Schmerz enthüllendes Auge! Gläubige — zur Sünderin Werdende durch fremde Sünde. Und wie ihr Bild neben D'Annunzio aufsteht aus vergangenen Tagen, wie sie hingeht an seiner Seite, von ihm zum Abgrund geführt, sehe ich in ihr neben ihm das Heute, sehe ich Italien, dessen Symbol sie ist, diese Frau. Sie liebte ihn, sie war ihm gläubig hingegeben. Er verkaufte und verriet sie mitleidlos. Aber Italiens Schicksal wird ein anderes sein, als das dieses großen gläubigen Herzens. Dieses litt nur und blieb rein. Italien blieb nicht rein. Es verschacherte dem Meistbietenden seines Volkes höchste Güter. Rechenschaft fordern wird dieses Volk von seinen Führern! Ein Volk ist kein liebendes Weib, kann nicht gemessen werden nach den Augenblicksgefühlen. Wie damals in Viareggia sehe ich D'Annunzio schreiten, den Weg in die Tiefe, und neben ihm eine Frau. Alle Möglichkeiten der Größe, der edelsten Schönheit sind in ihren Hülsen. Aber er lehrte sie, käuflich zu sein. Es stirbt die Italia dem deutschen Geiste, der trunken kniete vor ihrer heiligen Schönheit Jahrhunderte lang, dessen Weltenpoesie sie war im Wandel aller Zeiten, bis heute ... Vorbei! Ein Völkerideal ist tot." (Edith Gräfin Salburg.)

* * *

In Gabriele D'Annunzios neue Bergpredigt beim Weihefest der Tausend hieß es:

„Selig jene, die einen in der[illegible] festgewurzelten Haß sich austreiß[illegible] den eigenen Händen!"

Auch das Charakterbild diese[illegible] allem Schönen Ausgezeichneten u[illegible] allen Häßlichkeiten Gezeichneten e[illegible] heute noch im Spiegel des Hasse[illegible] der Gunst der Parteien. Die [illegible] welche neben ihm schreitet, zeigt das [illegible] dervolle Leidensgesicht der tra[illegible] Enttäuschung ihres Lebens. Die A[illegible] sind geworfen auf den roten Tis[illegible] Erde. Italien hat sich selbst ver[illegible] in der fremden Abhängigkeit. Da[illegible] det die Tragik seines Geschicks. [illegible] alle Posaunen der Rhetorik könne[illegible] verpaßte Gelegenheit nicht zurückr[illegible]

Russisches, allzu Russisches.

Uebersetzungen aus der russischen sozial-revolutionären Zeitung „Djelo Naroda" von H. R.

(Basler Nachrichten.)

Am Ende.

Es ist noch nicht lange her, erst einige Monate, da warteten vor den Läden lange Reihen auf Brot. Jetzt sind diese Reihen „ums Leben" verschwunden, dafür sind uns andere, noch trostlosere zu Teil geworden: Reihen „um den Tod", um die Todesbescheinigung, um die Erlaubnis zum Begräbnis, um einen Sarg aus den Mitteln der sozialen Fürsorge usw. Als ob all die vorangegangenen „kleinen" Schrecken von einem großen hätten abgelöst werden müssen. In Petersburg wütet in allen seinen Erscheinungen der Tod. Mit unerbittlicher Beharrlichkeit mäht er alle nieder, die in dem gegenwärtigen düsteren Kampfe ums Dasein um ihre Kraft gekommen sind, Greise, Kinder, Ausgehungerte und Ermattete, unter denen es doch noch so viele geistig Starke und so viele für das Leben unentbehrliche Individualitäten gibt. Bald in Gestalt des Typhus, bald in der spanischen Krankheit naht sich der Tod seinen Opfern, und zu diesen Epidemien hat sich nun auch noch eine Pockenepidemie gesellt, und dies alles in einer Ausdehnung, die man sich früher, in normalen Zeiten, kaum hätte vorstellen können.

Das Leben ist so grausam, so tierisch geworden. In der wahnsinnigen Jagd nach Verdienst und Lebensunterhalt wird alles, was schwach ist, erbarmungslos zur Seite geschoben, damit Vater und Mutter zu ihrem Stück Brot kommen. Das Kind sucht man irgendwo in eine Krippe oder ein Heim unterzubringen, wo der Staat für seine Verpflegung sorgt. Auch die Alten möchte man der staatlichen Versorgung zuschieben, aber das ist schwieriger, und ihr Leben ist schwerer, und die Hungersnot für sie qualvoller. Wehe den alten Großvätern und Großmüttern, wenn sie nicht im letzten Winter rechtzeitig gestorben sind. Jedes Stück Brot bekommen sie mit einem Vorwurf, und oft bekommen sie gar nichts. „Wie soll ich jetzt an dich denken, wahrhaftig! Du tätest besser, bald einmal zu sterben! Siehst doch, ich habe nichts, um dich zu füttern!" schimpfen Sohn und Tochter mit epischer Ruhe, wenn sie ihre kleine Ration ergattert haben. Und nicht weniger episch erwidert die verhungernde Großmutter: „Wie gern würde ich gehen, mein Liebster, aber was kann ich machen, wenn mich der Herrgott nicht sterben läßt? Weißt doch, es ist Sünde, Hand an sich selbst zu legen!" — „Das war früher einmal Sünde! Jetzt sind derlei Sünden durch die neuen Dekrete abgeschafft," wirft ein Nachbar ins Gespräch.

Aber auch das Sterben ist schwer. Groß und klein, alles ist auf Verdienst aus; alles rennt umher. Wer gar nichts arbeiten kann, kauft wenigstens ein Pfund Zucker und verkauft es würfelweise wieder. Die Kranken liegen indessen im ungeheizten Zimmer und sterben ergeben und einsam und klaglos. Wenn sie Glück haben, kommen sie ins Krankenhaus. Das Glück widerfährt da freilich nicht den Sterbenden, sondern den Angehörigen: so brauchen sie nicht an das Begräbnis zu denken. Die Krankenwärter beschweren sich, daß auch Leute, die ihre Toten erkennen, sie nicht beerdigen lassen wollen. „Da kommen sie daher, schauen, schauen; das ganze Gesicht zuckt ihnen; man sieht gleich, daß da ihr Sohn oder ihre Frau vor ihnen liegt, aber: Nein, sagen sie, ich kann ihn nicht kennen, es ist nicht meiner. — Und so gehen sie wieder. An der Türe passen sie dann auf, wenn man ihn auf Staatskosten zum Begräbnis führt, und schleppen sich hinterher wie geprügelte Hunde. Jedes menschliche Gefühl haben sie verloren; ihre eigenen Toten verleugnen sie!"

Es läuft einem kalt den Rücken hinunter, wenn man sich das vorstellt: Ein Haufen Särge auf einem Fuhrwerk, das morgens vom Krankenhause wegfährt, und dahinter in einiger Entfernung die Gestalten, die sehnsüchtig in dem Haufen den Sarg zu erkennen suchen, der die teuren Reste ihres Verstorbenen enthält. Sie verzichten auf den letzten Abschied, den letzten Kuß, um die letzte Kopeke für die noch Lebenden, Frau, Mutter, Kind, zu sparen.

Staatliche Beerdigungen finden zur Zeit nur auf dem Upenskij-Friedhof statt. Jeder dorthin abgehende Zug enthält zwei bis drei mit Särgen vollgestopfte Wagen. Man legt die Särge aufeinander, nachlässig vernagelt, oft nur zugeklappt. Ein plötzlicher Stoß, eine unvorsichtige Bewegung, und die Bretter fallen auseinander: der Tote fällt heraus, fast ebenso nackt, wie er auf diese Welt gekommen. Mit zynischem Geschimpfe stopft man ihn wieder hinein, man sieht nicht zu, wie und wo. Man lädt sie aus, man packt sie zu Dutzenden auf Fuhrwerke, und dann fährt man im Galopp zu den Gräbern, die von morgens bis abends ununterbrochen von drei Totengräbern ausgehoben werden. Es fehlt an Arbeitern, es fehlt an Särgen, es fehlt an Gräbern; Kreuze gibt es nicht. Einen nach dem andern wirft man die Särge in die Gruben, und so werden sie bestattet, denen beschieden war, in diesen verhängnisvollen Tagen aus dem Leben zu gehen.

Aber man besorgt es wenigstens, wenn auch noch so schlecht, weil eine öffentliche Organisation da ist. Die Unseligen aber, die nicht das Glück hatten, im Krankenhaus zu sterben, können zehn und mehr Tage im Hause liegen und ihre Angehörigen, die durch langes Anstehen ihrem Toten das Recht auf die letzte Ruhestätte erkämpfen müssen, zum Wahnsinn treiben.

Reihen gibt es auch in der Friedhofskirche. In langer Folge stehen die weißen Särge auf dem Boden. Und überall liegen auf Boden und Bänken verstreut Kindersärge herum. Es wächst in dieser Zeit in unserer von allem Heiligen verlassenen Seele etwas Furchtbares heran, etwas so Furchtbares, daß wir es noch gar nicht zu erfassen vermögen; vielleicht ist es gut so, denn mancher könnte es nicht ertragen.

Die kommunistische Bourgeoisie.

Ists zum Lachen oder zum Weinen? Die kommunistische Partei, ihr Haupt Lenin allen voran, hat mündlich und schriftlich, unaufhörlich und überlaut vor der ganzen Welt damit geprahlt, wie ihre Macht, die Macht der Diktatur des Proletariats, bedingungslos und auf all' Zukunft hinaus die Bourgeoisie und alle bürgerlichen Gewohnheiten und Tendenzen vernichte. Zum Zwed der Vernichtung des „kleinbürgerlichen Geschmeißes" haben die Bolschewiki alle Blitze und Donner der Diktatur auf die Bauernschaft geschleudert, die ihnen fast in toto der Bürgerlichkeit verdächtig schien. Eine Menge von Dekreten galt allein der Vernichtung der Bourgeoisie innerhalb der Grenzen der „Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjet-Republik." Und jetzt erklärt plötzlich Lenin „Höchstselbst" auf dem gegenwärtigen Kongreß der kommunistischen Partei, es existiere bei uns eine neue Bourgeoisie...!

Und weiter sagt Lenin: Sie, die neue Bourgeoisie, entwickelt sich sogar aus unseren eigenen Sowjetbeamten, sie entsteht weiter bei den Bauern und Heimarbeiten. Er hätte noch genauer sein dürfen; in dieser neuen Bourgeoisie, die zur Zeit große und manchmal sehr große Kapitalien anhäuft, machen eben die Kommunisten, die sich im Sowjetdienst vorteilhaft etabliert haben, einen riesigen Prozentsatz aus! Aemteranhäufungen, Beraubungen oft frechster Art, Unterschlagungen, Bestechungen und andere solche Praktiken mehr, das sind die Quellen dieser neuen Kapitalisten, um nicht einmal zu reden von den Bacchanalien der Spekulation, die durch die verrückten National